















[Nachdruck verboten.]

## Trilby.

Roman von George du Maurier.  
Deutsch von Marg. Jacobi.

35]

Der kleine Billy hielt ſich das Taſchentuch vor die Augen und verbarg ſein Geſicht in den Händen. In Taſſys Baden-  
bart glänzte ein heller Tropfen und der Laird gab ſich vergeb-  
lich Mühe, die Thränen zurückzuhalten.

Sie ſang den Vers zum zweiten Mal; nicht viel lauter,  
mit etwas mehr Ausdruck. Ihre Stimme ſchien zu wachſen und  
ſich zu dehnen, als wolle ſie den weiten, lachenden Himmel, die  
väterliche Fürſorge, die das All umfaßt, in Tönen wiedergeben.  
Pierrots und Columbinens zierliche Anmuth und neckiſche Aus-  
gelaffenheit verwandelten ſich mit einem Male in heilige Anſchuld  
und harmloſen Frohſinn, als ſpielten ſie wie zwei Kinder vor  
den Engeln des Paradieses. Es ſchien ein Traumbild, das plöz-  
lich zur Wirklichkeit geworden war — die Offenbarung eines be-  
glückenden goldenen Zeitalters — eine unſchätzbare, unvergeßliche  
Erinnerung.

Der kleine Billy hatte alle Faſſung verloren; ſein ganzer  
Körper bebte vor unterdrücktem Schluchzen — und er hatte doch  
ſeit fünf langen Jahren keine Thräne vergoſſen. Die meiſten  
Zuhörer meinten, aber es waren Thränen des Entzückens, der  
innerſten Herzensluſt.

Als ſie den Vers zum dritten Male begann, hatte ihre  
Stimme einen verſchleierten, dumpfen, granivollen Klang ange-  
nommen; ſie kam zur Erde zurück. Es war ein großes, düſteres  
Trauerſpiel, vor dem jede Thräne verſiegte. Man glaubte die  
arme Columbine zu ſehen, draußen in der Kälte, um Mitternacht,  
verlaſſen, betrogen, im Sterben — vielleicht zur Hölle herab-  
ſinkend. Dies war ihr letztes verzweiflungsvolles Flehen.  
Konnte das denn aber noch Columbine ſein und Pierrot? War  
es nicht Gretchen — und Faust. — Die fürchtbarſte und zu-  
gleich rührendſte aller menſchlichen Tragödien, aber ohne jede  
theatraliſche Leidenschaft, durch den bloßen Ton, durch kaum  
merkliche Veränderungen in der Klangfarbe ausgedrückt; zu  
flüchtig und ſchattenhaft für die klare Vorſtellung, aber dem tief  
erſchütterten Gefühl nur allzu verſtändlich!

Als das Lied zu Ende war, folgte der Beifall nicht ſogleich.  
Trilby ſtand ruhig lächelnd da, als ſei ſie dies Warten ſchon  
gewohnt. Dann aber brach der Sturm los; er wuchs, breitete  
ſich aus, brüllte und tobte — alle Kehlen, Hände, Füße, Stöcke  
und Schirme wurden in Bewegung geſetzt. Blumenſträuße kamen  
herabgefliegen und die kleinen Pagen eilten herzu, ſie aufzuheben,  
während Trilby ſich ganz einfach und débonnaire nach allen  
Seiten verneigte. Ein ſolcher Triumph war für ſie nichts Neues;  
er blieb nie aus, ſie mochte ſingen in welchem Lande, vor welchem  
Publikum und welches Lied ſie wollte.

Der kleine Billy klatschte nicht. Er verbarg das Geſicht in  
ſeinen Händen und es mochte in ſeiner Bruſt. Gewiß war das Alles  
nur ein Traum: er glaubte im Schlaf zu liegen und that ſein  
möglichſtes, um ja nicht aufzuwachen, ſondern ſein

großes Glück feſtzuhalten. Das war eine Nacht, die im Kalender  
roth angeſtrichen werden mußte!

Als die erſten Takte des Liedes dem Munde entſtrömten,  
beſſen Linien er ſo genau kannte, und ihre Taubenaugen nach  
ſeiner Richtung — nach ihm hinblickten, da zerſchmolz auf ein-  
mal das ſtarre Eis ſeines Herzens und die alte Liebeskraft war  
ihm zurückgegeben.

Es erging ihm dabei wie einem Menſchen, der jahrelang an  
Taubheit gelitten hat. Der Arzt bläſt durch einen kleinen Gummi-  
ſchlauch in die Cuſtachijſche Trompete; es erfolgt ein leichter  
Knall, irgend ein Hinderniß wird beſeitigt und von dem Moment  
an hört der Patient beſſer als je zuvor — oft ſogar allzu gut —  
und es fängt ein neues Leben für ihn an.

Endlich richtete ſich der kleine Billy wieder auf; die Svengali  
hatte den Nußbaum ſchon zur Hälfte geſungen. Er ſah  
ſie und ſah auch Taſſy und den Laird, die neben ihm ſaßen,  
den Blick unverwandt auf Trilby gerichtet. Nun wußte er, es  
war kein Traum, und ſeine Freude darüber that ihm förm-  
lich weh.

Sie ſang den Nußbaum zu der himmliſchen Begleitung  
ebenso einfach wie das erſte Lied. Ihre Töne glichen köſtlichen  
Perlen, von denen jede einzelne ſich mit einer Zauberkraft an  
die nächſte reiht. Wer dieſe Stimme hörte, verfiel unweigerlich  
ihrem Bann und wäre er auch kein Freund der Muſik geweſen.  
Das Tonſtück an und für ſich kam dabei wenig in  
Betracht, denn ihre Wiedergabe der muſikaliſchen Ge-  
danken war bei aller Vollendung ſo einfach wie die eines  
Kindes.

Es war, als ſagte ſie den Zuhörern: „Glaubt ihr  
etwa, daß die Kompoſition etwas mit dieſem Eindruck zu  
thun hat? Hier iſt eins der ſchönſten Lieder von der Welt; die  
Worte ſind ebenſo herrlich, wie die Melodie; ein großer Dichter  
hat ſie ins Franzöſiſche überſetzt, aber Worte, Melodie, Sprache —  
auf das Alles kommt es nicht an. Ob ich den Nußbaum ſinge  
oder Mon ami Pierrot, gilt ganz gleich, denn ich bin die Svengali,  
und Ihr ſollt nichts hören, nichts ſehen, nichts denken, als  
Svengali, Svengali, Svengali!“

Einen herrlicheren Triumph hätten Sängerkünſt und Stimme  
gar nicht feiern können. Es war il bel canto, wiedererſtanden  
auf Erden nach hundert Jahren — der bel canto des Vivarelli  
zum Beiſpiel, welcher fünf und zwanzig Jahre lang dasſelbe  
Lied vor demſelben König von Spanien ſingen mußte und  
zum Lohn ein Herzogthum und ungezählte Reichthümer erhalten  
hat.

Ein ſeltſames Schauſpiel! Dieſe ungeheure Zuhörermenge  
— Kritiker, Spötter, Deutſchenjaſſer — ſie alle ſaßen mit über-  
ſtrömenden Augen, berauſcht von Entzücken, da und ſahen im  
Geiſt unter dem Nußbaum, in dem Garten einer Vorſtadt —  
a Berlin — ein einfaches, deutſches Mädchen, eine Verlobte und  
künftige Hausfrau im Kreiſe ihrer Verwandten und Freunde —  
die vielleicht Bier tranken, lange Pfeifen rauchten, von Politik  
und Geſchäften ſprachen, oder über harmloſe alte deutſche Wiße  
lachten. Und das Publikum hielt den Athem an, um nur des  
Mädchens unnauräulichen Liebesraum nicht zu ſtören: gerade als

ginge das Alles im Elysium vor sich, als wäre die Braut eine Nymphe des quellenreichen Ida und ihre Verwandten lauter Götter und Göttinnen des Olymps.

Und doch war das Alles wirklich so, während Trilby den „Ruhbaum“ sang.

Als sich der nun folgende rasende Beifallssturm gelegt hatte, wandte sie sich mit einer anmuthigen Verneigung nach dem königlich britischen Opernglas, das ihr Gesicht fortwährend im Auge behalten hatte, und sang „Ven Volt“ in englischer Sprache.

Da dachte der kleine Billy an Svengali mit seiner Jahrmärktsflöte; er meinte, seine Worte zu hören: „Auf die Art unterrichte ich die kleine Honorine im Singen; so hat Cecco bei mir sein Spiel gelernt; so lehre ich il bel canto . . . er war verloren gegangen, der bel canto; aber ich habe ihn wiedergefunden — ich, Svengali, ich und Niemand anders!“

Und wieder war es ihm, als gewänne er einen tieferen Einblick in die Welt der Schönheit und des Schmerzes, in das innerste Wesen der Dinge und die Flüchtigkeit alles Irdischen. Er glaubte den Schleier sich lüften zu sehen, der die Ewigkeit verhüllt. Zu dieser himmlischen Offenbarung gefellte sich aber das wahrhaft erdrückende Gefühl seiner eigenen Nichtigkeit im Vergleich mit jenem großen Künstlerpaar. Er hatte ihn einst seiner Freundschaft gewürdigt, und sie — die Geliebte seines Herzens — hatte ihm als Magd, als Sklavin dienen wollen, weil sie sich für zu gering hielt, seine Frau zu werden.

Der Gedanke überwältigte ihn; er glühte vor Scham und hätte vor Trilby im Staube knien mögen voll demüthigster Liebe und Verehrung.

Sie sang nun noch Gounods Chanson de Printemps (der Komponist war selbst zugegen und tief ergriffen). Damit endigte der erste Theil des Konzerts, und die Zuhörer hatten nun Zeit, Athem zu schöpfen und sich über diese wunderbare Kunstleistung auszusprechen. Ein tausendstimmiges Gebrause und Gemurmel erfüllte den ganzen Raum — Wonne, Entzücken, Staunen und Begeisterung wurden laut.

Nur unsere drei Freunde hatten nicht viel zu sagen — für das, was sie fühlten, fanden sie noch keine Worte.

Raffy und der Laird sahen den kleinen Billy an, der mit bleichem Gesicht und rothen Augen in sich versunken darsaß. Ein Traum von ganz überirdischer Glückseligkeit schien ihm vorzuschweben, denn obgleich seine Augen noch in Thränen schwammen, lächelte er doch wie verückt und bezaubert.

Der zweite Theil des Konzerts war kürzer als der erste, der Donner des Beifalls aber womöglich noch wilder.

Trilby sang nur zwei Nummern; zuerst das Lieb Malborough zieht in den Kampf hinaus.“

Sie begann ganz leicht und lustig, im Marschtempo; nach gatte sie in der Mittellage keine außergewöhnliche Kraft oder Fülle verrathen. Das Publikum lachte ganz unbefangen bei dem ersten Vers:

Malborough zieht in den Kampf hinaus —  
Mironton, mironton, mirontaine!  
Malborough zieht in den Kampf hinaus . .  
Weiß nicht, wann er wiederkehrt!  
Weiß nicht, wann er wiederkehrt!  
Weiß nicht, wann er wiederkehrt!

Das mironton, mironton, mirontaine drückte die höchste kriegerische Tapferkeit und heldenkühnes Selbstvertrauen aus. Es weckte in Allen, die es hörten, den Entschluß, muthig jeder Gefahr zu trotzen.

„Er wird wiederkehren zum Ofterfest —  
Mironton, mironton, mirontaine!  
Er wird wiederkehren zum Ofterfest . . .  
Oder . . . wenn Pfingsten kommt!“

Man lachte noch, obwohl sich in dem mironton, mirontaine bereits eine unbestimmte Ahnung verrieth; allerlei Zweifel und Befürchtungen dämmerten auf.

„Und Pfingsten ist vorüber längst!  
Mironton, mironton, mirontaine!  
Und Pfingsten ist vorüber längst . . .  
Malborough kehrt nicht zurück!“

Hier machte sich schon, besonders in dem mironton, mirontaine eine entsetzliche Spannung bemerkbar; eine so quälende, echt menschliche und natürliche Angst, daß jedes Herz sie persönlich empfand und lauter zu schlagen begann. Den Hörern verging der Athem in der Brust.

„Die Gattin steigt zum Thurm hinauf —  
Mironton, mironton, mirontaine!  
Die Gattin steigt zum Thurm hinauf —  
So hoch sie steigen kann!“

O, mit welchen Gefühlen man sie zum Thurm hinauf begleitete! Was würde sie dort oben erspähen?

„Sie schaut von fern den Bagen sein —  
Mironton, mironton, mirontaine!  
Sie schaut von fern den Bagen sein —  
Im Trauerkleide so schwarz!“

Zimmer drohender naht das Unglück — die Spannung erscheint unerträglich.

„Mein Page — guter Page Du!  
Mironton, mironton, mirontaine!  
Mein Page — guter Page Du!  
Was kommst Du zu melden mir?“

Der kleine Billy zerfließt wieder in Thränen; auch andere Zuhörer weinen. Das mironton, mirontaine ist ein jammervolles Klagegestöhn — o Du arme Herzogin — Du unglückliche, trostlose Gattin — hast Du es Alles so hören müssen?

Bis dahin war die Begleitung ganz einfach gewesen; sie hatte sich nur auf ein paar Akkorde beschränkt. Jetzt aber, ganz plötzlich, ohne Uebergang, ohne Modulation, ging sie in der großen Terz von E nach C, zwei volle Oktaven herunter, in Trilbys Mitstimme — feierlich, unheilverkündend. Die Thränen versiechen, dem Hörer stockt das Blut in den Adern. Die Begleitung nimmt ein immer langsames Tempo an, bis sie in einen gedämpften Trauermarsch übergeht:

„Ach, was ich Euch zu melden hab’ —  
Mironton, mironton, mirontaine!  
Ach, was ich Euch zu melden hab’ —  
Ihr weint Euch die Augen blind!

Reicher und voller tönen die Saiten. Das mironton, mirontaine wird zur Todtenklage:

„Legt ab das rothe Purpurkleid —  
Mironton, mironton, mirontaine!  
Legt ab das rothe Purpurkleid —  
Und Guern seidenen Shawl!“

Hier scheint sich eine große Glocke unter die Instrumente zu mischen — mit mächtigen Klängen, ganz langsam, aber so eindrucksvoll, daß die Nachricht, die sie verkündet, für alle Zeiten in den Herzen derer widerhallen wird, welche sie aus dem Munde der Svengali vernehmen:

„Herr Malborough kehrt nimmermehr —  
Mironton, mironton, mirontaine!  
Herr Malborough kehrt nimmermehr!  
Herr Malborough ist todt!“

Damit brach der Gesang urplötzlich ab.  
(Fortsetzung folgt.)



# Eine Wallfahrt.

Von Karl Wolf in Meran.\*

Beim Oberbauer war ein Fütterer und der wurde „Krust“ gerufen. Christian war er getauft, aber der Name war den Leuten zu vornehm.

Und der Fütterer sah auch nicht darnach aus. Ein grobknochiger Mensch, stand er seine fünf und einen halben Schuh auf der Gottes-Erde, denn er lief zumeist barfuß herum. Eine lodene Hose, die wie ein Brett, ein grobes, rupfenes Hemd und eine schwarze Zupfmütze, das war sein ganzer Kleiderschmuck an Werktagen.

An Sonn- und Feiertagen freilich, da war er fein zusammengewischt. Da schabte er sich unter fürchterlichen Gesichtszerrungen seine Bartstoppeln vom Gesichte und verklebte die wunden Stellen mit Zunderschwamm. Dann machte er sich seine hornhäutigen Hände über dem Herdfeuer warm, verrieb ein Stück Butter darin und salbte sich das Haar ein; den Rest der Fetigkeit strich er an seinen Schuhen ab. Darum roch sein Kopf am Sonntag Abends immer, wie eine ranzige Mehlspeise. Dann kam die tuchene Zippe, das feidene Halstüchlein, die gelbunte Weste und die blaugestreiften Hosen, bis halb in die Waden mit Leder befestigt. Die machten bei jedem Schritt „wist“, wenn die Beine aneinander streifen. Die mächtige Taschenuhr in einem schilbroteneu O’haus, ein leberner Geldbeutel, an dessen Schnüren die Schreinschlüssel hingen, ein filziger, hellblonder Hut mit einem „Rittergoldnagel“ und eine Wasserackspfeife, darauf Glaube, Hoffnung und Liebe gemalt waren, vollendeten die Ausstattung.

Ja so, sein Gesicht müssen wir denn doch auch betrachten. Eine schmale hohe Stirne mit eingesunkenen Schläfen, welche sich blasbalgartig auf und zu bewegten, wenn er faute; buschige Augenbrauen und schlaue blickende graue Neuglein, scharf markirte Wangen, ein schmaler Mund und der linke Mundwinkel braun gefärbt, weil da immer das Pfeifenpigel eingeklemmt wurde. Ein beim Schlucken auf und nieder hüpfender Adamsapfel und dort, wo fette Menschen das zweite Kinn haben, eine tiefe Hautfalte. So sah er aus, der Krust. Der Krust konnte auch über Vieles schön reden und war, wie man auf dem Dorfe zu sagen pflegt, „a simulireter Mensch.“ Er konnte aus dem Gebahren der Spinnen und dem Stande und Gange der Wolken das Wetter vorausagen. Er wußte eine schöne Geschichte, warum die Fische stumm seien und warum die Schnecken ihr Gehäuse im Winter schließen und so verschiedene Sachen.

Rinder fragten ihn einmal: „Krust, hast amal den Herrgott gesehn?“

„A jell freilich,“ schwungelte er. „Jeden Langes (Frühling) thu i’n sechn.“

„Geh sag, wie schaut er denn aus?“

„Wenn D’ im Mojen (Mai) z’ Morget aufstehn thust und überall singen die Vögelin, über die Stuaner trablen die Käferin und auf jedwedem Blattl hängt a Tröpfel Thau und blühen thut Alles, Baum und Strauch, und hinten übern Ferner und die Eisköpfe geht d’ Sunn auf, daß D’ muanst, Alles sei von Gold, so, siegst, so schaut der Herrgott aus.“

Da lachten die Leute und sagten: „Gar aus eine narrische Weiß’ ist’s, wie der Krust red’t, gar aus narrisch.“

Und der Krust sagte: „Recht verstanden hat’s der Herrgott a nit, ’s Erschaffen, sonst hätt er si nit so z’ammengnummen, wie er die Welt so schiang’ macht hat, für so blitzsumme Leut.“

Der Krust trug nun in seinem Herzen schon lange eine tiefe Liebe herum. Beim Steinhuber unten die Viehdirne war seine Flamme.

Einstens waren sie in der Spartasse in der Stadt drinnen zusammengelassen. Ihr Büchel lautete auf zweihundertzehn Gulden und das seine auf fünfhundert. Neben seinem Ersparten

\* Wir entnehmen diese humorvolle kleine Geschichte mit Zustimmung der Verlagsbandlung der soeben erschienenen dritten Sammlung der „Geschichten aus Tirol“ von Carl Wolf (Zunsbrud, A. Edlinger’s Verlag). — Gleich den beiden früher erschienenen Sammlungen enthält auch dieser Band wieder eine ganze Reihe prächtiger Darstellungen aus dem Leben der Tiroler Bauern, voll Humor und Gemüth, die dem Dichter, der nicht mit Unrecht ein „Defregger mit der Feder“ genannt wurde, sicherlich wieder die beifällige Anerkennung alter und neuer Freunde seiner volkshühlichen Muse eintragen werden. Die Red.

war da auch noch ein „Bermachtes“ von einer weitgeschichtigen Basel dabei.

„Z’ammmentaugen thät’s,“ sagte Krust. „Er soll immerling etwas mehr haben als sie. Und mit siebenhundert Gulden wär’s Stückler-Gütl zu haben, bleibt alleweil no etwas zur Hochzeit.“

Und der Gedanke ging ihm nicht mehr aus dem Kopf. Und wie es schon oft vorkommt, daß zwei Leute denselben Gedanken haben, so dachte die Steinhuber-Vieherin auch oft: „’s ledige Leben ist schon amal unfein. Zuwider wird’s Einem schon garaus. Lieber im eignen Huamalle a Wasserfüppl, als so dienender Weiß’ Fleisch in der Gerst und Krapfen zu die heiligen Zeiten und Festtag. Der Krust war kein unebener Mensch und tragt sein Geld in die Spartasse, und wenn man seiniges und meiniges z’ammenthät, a kuaners Grütl könnt ma kasn und z’ammenhausen könnt’n mir, der Krust und i halt.“

Einmal trafen sich die Beiden beim Gemeinbrunnen, als sie ihr Vieh zu tränken aus waren.

„Thust tränken, Krust,“ sagte die Burgl.

„Schun thu i tränken. ’s Vieh hat a sein rechtschaff’nen Durst, grad wie die Leut a,“ antwortete Krust.

„Bei die Leut wär’s aber öfter a guat, wenn man’s dreimal Tags zur Tränk füaret,“ sagte Burgl darauf, nachher gebet’s weniger Hufst (besoffene Leute).

„Hast recht, Burgl, aber af mi werst nit anspielen mit solchener Red.“

„D balseib,“ beeilte sich die Burgl richtig zu stellen. „Du bist ausgenommen.“

Als Krust sein Vieh heimtrieb, brummte er: „A Ansechn hab i bei der Burgl und a Vertrauen. I werd’s anfangen ge- legentli, vielleicht gerathet’s miar.“

Die Burgl, nachdem sie dem Vieh die Ketten wieder umgelegt hatte, blieb beim großen Dösch stehen und sagte, als ob ein Dösch vom Heirathen etwas verstünde: „Ja, soll i den Krust nehmen, wenn er fragender Weiß’ kummen thät?“

„Hm,“ brummte der Dösch, und das konnte sich die Burgl auslegen, wie sie wollte.

Am Rande des Waldes hinter den Wiesen, die zum Dorfe gehörten, stand eine alte Kapelle. In derselben standen zwei in Holz geschnitzte Bilder. Der Johannes und der Florian. Sonst sind diese zwei Heiligen für Wasser und Feuer, in der Kapelle aber wurden sie immer von liebestranken Männlein und Weiblein belagert.

Der Schäfer legte die Sache so aus.

„Will die Lieb’ nit aufkommen, so kentet (hündet) sie der Florl an; und brennt sie Einem gar zu gach, löst sie der Hansl mit dem Wasserkübl.“ Es war also eine ausgemachte Sache im Dorfe, daß die zwei Heiligen in der einfarbenen Kapelle schon machen Bund geschlossen hatten. Eines schönen Sonntags Abends schlich sich der Krust auf Umwegen zur Kapelle.

Die ganze Woche hatte er schon überlegt und gemessen und nie getraute er sich mit einem Antrag heraus. So bereitwillig die Burgl dastand am Brunnen, um einen solchen entgegenzunehmen, Krust zögerte immer. Er war förmlich geladen, wie man zu sagen pflegt, „herentgegen, wenn die Sach’ nit gut ausging, Sünd’ und Schad’ wär’s um’s Geld und halt schon um mi selber a,“ sagte er in Gedanken. Und so wollte er’s mit einer kleinen Wallfahrt versuchen, vielleicht käme ihm da der richtige Gedanke.

Wie er so aus dem Walde der Kapelle zuschlich, sah er unten durch den Wiesenweg herauf die Burgl kommen. Die Schuhe trug sie in der einen Hand, denn sie war sparsam, und in der anderen trug sie die „Noster“ (pater noster, Kolentrans).

Und sie betete rechtschaffen, denn auch sie hoffte, „daß der heilige Florl die Lieb’ anfeuten würde beim Krust.“

Sie hatte sich so unter der Hand um ihren Auserwählten erkundigt und nur Gutes von ihm erfahren. Schuhe benageln konnte Keiner, wie er. Dann verstand Krust allerlei Hausgeräthe zu schnitzeln, zugleich war er ein guter Freund von Mohnkräften, und die machte Keine so gut, wie die Burgl. Sein Festtagsgewand war schon elf Jahre alt, und auf einem Paar Schuhe lief er vier Monate herum. Im Schlafe schnarchte er zwar, aber nur, wenn er Abends nicht ein Gläslein Branntwein genos, und das mußte selbst das kleinste Grütl tragen.

Also der Krust wird genommen, wenn der heilige Florl seine Hilfe dazu giebt.

int  
ber  
Neben  
ber  
in 9  
vorn  
und  
bill  
in  
St  
als  
ber  
die  
Gan  
fend  
ger  
der  
L  
all  
die  
le  
„Kor  
werde  
die  
heilig  
Fleisch  
beten  
Liebe  
Hobbe  
Höde  
num  
um  
bei d  
Fröh  
Höle  
So  
Wie  
ber  
in  
woll  
halt  
W

Wie der Krust seine Bursch daherkommen sieht, hat er einen ausgezeichneten Gedanken. Flink schlüpft er hinter den Altar und versteckt sich gerade hinter der Statue des heiligen Floriani. Die Bursch tritt ein und besprengt sich mit Weisbrunn.

„Das ist gscheidt,“ murmelte sie, „da bin i alleini und kann mi ordentli ausreden mit'n Florl. Gelt, Hansl, nimmst mir's nit übel,“ wendete sie sich an die zweite Statue, „zum Löschen hab' i kein' Sach vorerst, lei zum Ankenten.“

Alsdann, heiliger Florl, sei höchst so guat und hoch auf mi, weil mir uns so fein alloantig finden.

Schau, so lediger Weis' möcht i nimmer weiterleben, 's taugt mir schon gar nimmer. I mach' nit viele Wort' und kein großes G'schrei. Also kurzweg: A Botivotafel' bekummt mit guldenen Rahmen, wenn Du 's in Krust auf mi zua lenkst.

Und fünf Suntig nachanand kumm i daher und bet' Dir zur Ehr' fünf Vaterunser und sieben Ave (Ave maria).“

„Ist nit schlecht, Bursch,“ sagte da plötzlich der heilige Florian, „wenn D' a nit viel verspricht für 'n Krust. Der war' ist schon mehr werth.“

Tief erschrocken und mit offenem Munde starrte Bursch auf die Statue.

„Brauchst nit zu erschrockn,“ redete das Bild weiter. „Thu halt einmal jagen, wie Du 's mit 'n Krust halten thätest, wenn i die Lieb' ankenten würd für Di bei ihm.“

Da erkannte die Bursch die Stimme, und es war ihr ganz recht, sich so mit 'n Krust ausreden zu können.

„Ja,“ sagte sie, „mit 'n Krust thät's halt so sein. Sein Sach' und mein Sach' von der Spartass' müßten mir halt z'sammenschießen und a kleins Grüßl kaufen und halt schauen, wie ma auskommet.“

„Ist ganz recht,“ sagte der heilige Florl, „aber wegen der Kost. Dreimal Knödel in der Woch' und, so lang's einen giebt, an Specksalat dazu.“

„Sell könnt' ma schon derrichten,“ entgegnete hierauf Bursch, „aber 's Eiergeld gehöört mein und hie und da a Knölle Butter zum Kaffee-Einkauf.“

„Eiwerstanden,“ sagte der Florian, „wenn der Krust mittrinken darf. Und 's Nachen muß dem Krust in keiner Weis' verwehrt sein, und halt sein d'raufg'schaut muß werden auf ihn und 's Summando in Haus hat a er. Ja, und was nou? — Die Wäsch' und 's Berchtigwand muß fleißi aufg'schikt werden.“

„Da bin i schon eiwerstanden,“ entgegnete Bursch, „aber der Krust muß halt a sein sein und nit sieben Tag in der Woch' grantig. Das war' halt mein rechtchaffenes Verlangen.“

„Da stimmt die G'schicht ja,“ sagte der heilige Florian, „und weil Du iu an schian Verspruch gemacht hast auf fünf Suntig und a Botivotafel, so will i Dir den Krust halt schenken.“

Mit einem kräftigen Satz sprang Krust aus seinem Versteck und nach solchen Abreden brauchten sie nicht mehr lange zu einer Einigung.

Hand in Hand gingen sie dem Dorfe zu, an ein und demselben Tag kündigten sie den Dienst, und an ein und demselben Tag behoben sie ihr kleines Kapital in der Spartasse.

Ob sie glücklich wurden?

Natürlich! Ihr Vertrauen zu den zwei geschmigten Heiligen war allerdings erschüttert, als sie sahen, wie weltlich so eine Wallfahrt ausgehen kann. Dafür wählten sie zwei andere mächtige Schutzpatrone für ihre kleine Häuslichkeit: Schlichte Liebe und Gemüthsamkeit.

## Der Photograph in der Schule.

Ein seltener Gast auf dem Schulgrundstück ist der „abnehmende“ Photograph. Er darf hier erscheinen, wenn ihm der Rektor die nachgeforderte Erlaubniß erteilt hat. Den H.-V.-G.-Schügen wird der für das Eintreffen des Künstlers bestimmte Tag bekannt gemacht. Mit Jubel begrüßen sie die Botschaft, und freudestrahlend verkünden sie sofort beim Eintritt in die elterliche Wohnung der Mama: „Ueberrnorgen werden alle Klassen photographirt.“ Natürlich interessiert das bevorstehende Ereigniß die lieben Mütter und Väter. Be-

greiflicher Weise wünschen sie, daß ihr Sprößling „schön getroffen“ werde und so geben sie ihm Vorschriften über die zu beobachtende Körperhaltung. Auch die Frage der „Anziehung“ wird eingehend erörtert, besonders in Betreff der hohen Töchter, die mit großer Zungengewandtheit zu berichten wissen, was für ein Kleid diese und jene Freundin „anhaben“ dürfte.

Am „Photographentage“ erwarten die im Schullokal versammelten, fein säuberlich gepuhten kleinen „Lehrmädchen“, bezw. die mit dem „Anzug für gut“ umhüllten „Klassenbrüder“ in erklärlicher Ungeduld den „kommenden Mann“. Bunkelich findet er sich ein. Die Kinder, „sie hören es nicht, sie sehen es nicht“, wie er die Ausübung seiner Berufstätigkeit auf dem Schulhof vorbereitet. Er hält Umschau nach dem dafür geeigneten Platz. Endlich hat er ihn entdeckt. Vor einer mit wildem Wein und Epheu berankten Fläche der Umfassungsmauer baut er unter eifriger Mitwirkung seines „Mittentens“ aus Stühlen, Sprungkästen und Sprungbrettern eine „Tribüne“. Der mit einem trauerfarbenen Tuch bedeckte „Zauberapparat“ auf dreibeinigem Holzgestell wird in angemessener Entfernung vor dem „Schaugerüst“ plaziert. Ein Täfelchen zum Einstecken der Klassennummern liegt daneben.

Jetzt marschirt die erste „klassische“ Gesellschaft, geführt von ihrem Lehrer resp. ihrer Lehrerin, aus dem Schulgebäude nach der Tribüne. Eigenartige Blicke richten die kleinen Jünger der Wissenschaft auf die fremden Männer und den „geheimnisvollen Kasten“. Bald sitzen oder stehen sie in Reihe und Glied auf der mehrstufigen Terrasse. An die eine Seite ist der Rektor getreten, an die andere der Ordinaris oder das „Fräulein“. Der Gruppe ist das erwähnte Schild mit der entsprechenden Bezeichnung beigelegt. Da heißt es plötzlich: „Alle sehen nach dem Kasten!“ Und „Stille herricht im Kreise gleich wie im Todtenreiche“. Einen Augenblick zwar nur, der aber genügt, die Klasse auf die — „Platte“ des Photographen zu bringen. Verwundert gucken sich die „Abgenommenen“ an, als sie hören, daß die „ganze Geschichte“ schon „vorbei“ ist. Nun erst erinnert sich manches Bublein und Mägdelein der elterlichen Vorschriften. Kleinlaut wird zu Hause auf Befragen die Unterlassung eingestanden und dafür mit „gemischten Gefühlen“ das schmeichelhafte Kompliment empfangen: „Na, dann hast Du gewiß ein recht dunnes Gesicht gemacht.“

Sind sämtliche Abtheilungen vor der „Linje“ gewesen, so kommt „honoris causa“ das Lehrerkollegium „dran“. Der „Hoffkünstler“ verabschiedet sich freundlichst in der Hoffnung auf zahlreiche Bestellungen „klassischer“ Photographien. Schon nach einigen Tagen sendet er „Probepilder“. Damit steigt die Begehrlichkeit der Kinder, ein solches „Schulandenten“ zu besitzen. Auch viele Eltern sind „wissbegierig“ auf die Darstellung ihres Lieblings im „Genossenschaftsverbande“, sowie auf das Conterfei des Rektors und Lehrers, bezw. des „Schulfräuleins“. So wird manches Bild gekauft.

Hocherfreut sind Mama und Papa, wenn Hans oder Grete zum „Sprechen ähnlich“ photographirt wurden und sich „ganz nett“ zwischen der vielköpfigen Schaar präsentieren, deren einzelne Gestalten selbstverständlich mit kritischen Bemerkungen betrachtet werden. Sieht aber Hans oder Grete „gar zu dumm“ auf dem Bilde aus, dann schiebt es das enttäuschte „Muttschen“ verbrießlich bei Seite. Und das Familien-Oberhaupt äußert seine Meinung über den Kauf des „missbrathenen Kunstblattes“ in unwillkürlich erhöhter Tonart durch die knappen, vielsagenden Worte: „Einmal und nie wieder!“

## Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— **Der arme Sidi Abderrachman.** Eine ostafrikanische Geschichte von G. Meincke. Erotische Novellenbibliothek IV. Preis 1 Mk. 125 Seiten. Berlin W. 10. Deutscher Kolonialverlag. Die lustige Geschichte eines Sanftbar-Arabers läßt den Leser einen Blick thun in Verhältnisse, die ihm jedenfalls vollkommen fremd sind, denn hier ist zum ersten Male der Versuch gemacht, den Sanftbar-Araber in novellistischer Form zu schildern. Der erste Theil spielt in Sansibar, der zweite an unserer ostafrikanischen Küste, in dem schönen gelegenen Bangani unter der deutschen Herrschaft, welche in charakteristischen Figuren dargestellt wird. Wenn die Novelle eine Tendenz hat, so ist es die, nachzuweisen, daß eine deutsche Kolonisation ohne die deutsche Frau nicht möglich ist.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Ebele, Halle (Saal), Leipzigerstr. 87.